



Nr. 143.

Samstag, den 20. Juni 1908.

23. Jahrgang.

Auf der Landstrasse.

Von Walter Schmidt-Föhler.

(Fortsetzung.)

Plötzlich blieb er stehen. Am Ende des dichten Raubganges, der sich soeben vor ihm ausdehnte, sah er zwei Männer raschen Schrittes auf der Chaussee herankommen, und nun beschleunigte auch er sein Marschtempo. — Wenige Momente später schüttelten sich Kehler und Oswald die Hände in herzlicher Wiedersehensfreude, während Geride diskret einige Schritte zurückblieb.

„Na, habe ich meine Sache gut gemacht?“ rief der alte Freund. „Bist Du mit meiner Pünktlichkeit zufrieden?“

„Na, ob,“ lachte Oswald. „Ich wollte es Dir aber auch geraten haben, mich in dieser Bataille auf Tod und Leben nicht im Stich zu lassen. Ich konnte Dir ja alle Einzelheiten nicht so schreiben, denn jeder Augenblick war mir wichtig. Aber jetzt sollst Du alles erfahren.“

„Gar nicht mehr nötig, alter Junge, ich bin bereits in die kleinsten Details eingeweiht von Herrn Geride, der vor zwei Stunden atemlos bei mir in der „Krone“ eintraf und wir wissen sogar mehr wie Du. Du wirst Augen machen und uns zum mindesten um den Hals fallen vor Entzücken, denn darüber bin auch ich mir jetzt klar, daß ich Dir einen Besseren, wie unseren Geride, gar nicht schicken konnte, und wenn ich ganz Berlin abgesucht hätte. — Na, Du wirst's ja selber von ihm hören.“

Jetzt trat Geride heran, und auf seinem gebräuntem Gesicht lag ein solcher Ausdruck von behaglicher Zufriedenheit, daß Oswald, unwillkürlich mit ausgestreckten Händen auf ihn zueilte.

„Seureka!“ rief der Detektiv mit begleitendem Kopfnicken. „Ich habe die angebrochene Nacht ebenso gewissenhaft benutzt, wie Sie es jedenfalls getan haben, Herr Doktor, denn es war ja Ehrensache, heute auch ein Resultat zu melden. Etwas mußten Sie dem Detektiv doch auch zu tun übrig lassen, nachdem Sie ihn gestern mit so glänzenden Proben Ihres eigenen kriminalistischen Talentes überraschten.“

„Nun, was gibt es denn? Reden Sie doch! Schnell, schnell!“ drängte Oswald, den die Ungeduld zu verzehren drohte.

„Nicht so hitzig, Verehrtester!“ unterbrach ihn der Berliner, „und vor allen Dingen immer hübsch vorsichtig. Kommen Sie, meine Herren, lagern wir uns hier wie drei wegmüde und interesselose Touristen unter dieser alten Linde, und zwar so, daß jeder nach einer anderen Richtung den Weg und die nächste Umgebung beobachtet, stecken wir uns eine Zigarre an, um dem ganzen Bild den Anstrich der Gemütlichkeit und Harmlosigkeit zu geben, und nun hören Sie mir aufmerksam zu.“

Nachbrenn verboten.

Nachdem sie sich alle drei im Moos gelagert hatten, begann Geride, während Oswald zitternd vor Ungeduld seine Zigarre zwischen den nervösen Fingern zerdrückte.

„Ich habe den Fuchs in seinem Bau belauert und hatte dabei mehr Glück, als ich hoffen durfte. Er verließ mitten in der Nacht das Haus und ging zum Bahnhof, mußte also etwas sehr Wichtiges vorhaben. Daß ich ihm folgte, wie sein Schatten, bis er einige Stationen weiter in einem kleinen Nest ausstieg, brauche ich nicht zu erwähnen. Der Morgen dämmerte noch nicht einmal, als er in einem großen Haus mit geräumigem Vorgarten verschwand, um das sich eine hohe Mauer zog.“

Es ist ein sehr stiller, weltabgelegener Ort und ein ebenso menschenfernes Haus, das abgeschlossen gegen alle Neugierde mitten zwischen den Weinbergen liegt. An der Tür las ich mit Hilfe meiner Taschenlampe: Dr. Löwenthal, Heilanstalt für Nervenbrante.“

Ein Laut der Ueberraschung entfloß Oswalds Rippen, den der Detektiv mit einem verständnisvollen Nicken quittierte.

„Das war Wasser auf die Mühle meiner Kombination“, fuhr er fort, „und ich kann Ihnen die Versicherung geben, daß mir die Zeit nicht lang geworden ist, die ich gebraucht, um auf die Rückkehr meines liebenswürdigen Herrn Grafen zu warten, obwohl er sich länger als anderthalb Stunden da drinnen aufhielt. Ich war mit meinem Raisonnements gerade zu Ende, als das Pförtchen sich wieder öffnete, und das erste Frühstück war so entgegenkommend, mir zwei Gesichter zu beleuchten, von denen eines des anderen vollkommen würdig war.“

Ein paar famose Camerotypen, sage ich Ihnen, bei denen unsereinem das Herz im Reibe laßt. Was sie noch zusammen flüsterten, konnte ich nicht verstehen, denn ich taumelte, mich als Schwebetrunkener an dem gegenüberliegenden Baum weiter tastend, unbrachtet meines Reges.

Betrunkene haben ihren eigenen Schutzengel, und so bemerkten mich die zwei Ehrenmänner nicht, als ich mich hinter den Mauern verlor. Dann hörte ich die Tür zufallen und den Schritt des Grafen eilig der Dorfstraße entlang verklingen. Etwa 20 Minuten später hörte ich das dumpfe Rollen eines Rades, ein kurzes Halten, ein schrilles Signal, und dann stieg hinter dem Kirchturm die weiße Rauchwolke auf, die mir Gewißheit gab, daß der Brave sich auf der Heimreise befand.“

„Indessen war es Morgen geworden“, berichtete Geride weiter, „und ich trat meine Entdeckungsreise an. Im Dorfwirtshaus frühstückte ich und erfuhr alles, was ich wollte. Herr Dr. Löwenthal hat seit etwa 12 Jahren seine Nerven-

heilanstalt begründet, und das hübsche Haus gehört ihm zu eigen. Er hat eine einträgliche Praxis und in seiner Anstalt sind sowohl leichtere Kranke als auch Unglückliche, die unrettbar dem Irrensinne verfallen sind, wie man sagt, ausgezeichnet aufgehoben.

Im vorigen Jahre stand Dr. Löwenthal trotz aller guten Geschäfte mit einemmal durch unglückliche Börsenspekulationen dicht vor dem Bankerott. Das war in derselben Zeit, als der Erbe von Neudeck sich das Leben nahm.

Ein nicht ganz uninteressantes Zusammentreffen. Nicht wahr? Aber wer kommt darauf, darin einen Zusammenhang zu vermuten?

Vom Wirt selber erfuhr ich dann, daß am 20. September, er entsann sich zufällig des Tages ganz genau, also am Tage des Selbstmordes des Grafen, zwei Herren bei ihm ein Glas Bier getrunken hatten, noch ganz spät in der Nacht, und die Schilderung dieser kleinen Episode hat mir viel, sehr viel Interesse abgenötigt. Es waren zwei junge Leute, von denen der eine stumm und in sich gekehrt dagesessen und vor sich hingestarrt hatte. Dann hatte er zu dem anderen gesagt: „Na, Francois, es wird Zeit; wir wollen nun hinübergangen zu dem alten Geldjuden. Es ist widerwärtig, daß man zu so etwas sich entschließen muß!“ Dann waren sie fortgegangen, hinauf in die Heilanstalt zu Dr. Löwenthal, der doch ganz gewiß kein Geldjude war.

Nach etwa einer Stunde war der andere, der Francois, wieder zurückgekommen und hatte mit Tränen in den Augen dem Wirt die traurige Geschichte mitgeteilt.

Der junge Mensch war sein eigener, geliebter Bruder, ein Försterssohn aus dem Badiſchen, wie man ja schon an der Jagdtoppe sehen konnte. Der arme Burſche hatte plötzlich den Verstand verloren, bildete sich ein, er sei ein Grafensohn und wollte nun zu dem Geldjuden, um sich für die Bewirtschaftung seiner Güter eine Million zu borgen. Und so hatte der Bruder den anderen dann mit Mühe und Not hergebracht und atmete auf, als er die schmerzliche Mission erfüllt und den Unglücklichen geborgen wußte.

Und Sie glauben nun“, stieß Oswald heraus, atemlos in fieberhafter Spannung.

„Ich bin überzeugt, daß es kein anderer ist, als Graf Herbert, der hinter jenen Mauern für immer verschwunden ist, denn wer sollte den längst Totgeglaubten reklamieren?“

„Sie sagten, Francois hieß der Begleiter des Irren?“

„Natürlich, Franz hieß die Kanaille!“

„Dann hätten wir im Schloß selbst den lebenden Beweis, denn der Kammerdiener der Baronin Julia, der vor zwei Jahren auf ihre Empfehlung hin ins Schloß kam, nennt sich Monsieur Francois. Haben Sie sich von dem Wirt ein Signalement dieses mitleidigen Bruders geben lassen?“

„Aber natürlich! Und noch dazu ein ziemlich genaues, denn dem biedereren Landgastwirt ist das kleine Erlebnis sehr nahe gegangen. Groß, etwa 30 Jahre alt, mit blondem Kotelettbart und auffallend blondem Haar.“

„Stimmt!“

„Ueber dem rechten Auge eine Narbe.“

„Stimmt! — Den werden wir heute abend noch haben, dafür bürgе ich Ihnen.“

„Nein, nein! Ueberstürzen Sie nichts, bester Gaststätt. Erst müssen wir die Hauptschuldigen fangen, den Grafen befreien wir früh genug. Ich habe noch hinzuzufügen, was ich in der Residenz erfuhr und was als nötiges Bindeglied auch diese Kette schließt. Am 24. September vorigen Jahres deckte Herr Löwenthal seine Schulden und arrangierte sich mit seinen sämtlichen Gläubigern, so daß er heute ein vollkommen einwandfreier Staatsbürger ist, dem niemand etwas nachsagen kann. Und außerdem ist noch sehr interessant, daß ein früherer Wächter in der Anatomie seit dem Oktober v. J. als — Irrenwärter bei Herrn Löwenthal eine sehr gut bezahlte Stellung bekleidet. Das alles sind an sich sehr harmlose Dinge, aber als einzelne Teilchen unserer Kombinationen von ganz bedeutender Wichtigkeit. — Ich hoffe also, Herr Doktor, daß ich Sie zu Ihrer Zufriedenheit bedient habe.“

„Ich könnte Ihnen um den Hals fallen!“ rief Oswald,

„denn Sie haben wirklich Großes in wenigen Stunden geleistet. Dazu hätte ich Jahre gebraucht.“

„Uebung, verehrter Herr Doktor“, lachte Geride geschmeichelt und erhob sich.

Auch die anderen folgten seinem Beispiel.

„Und was soll nun geschehen?“ fragte Kehler.

„Nun müssen wir abwarten, bis die Hauptheldin unseres Dramas auf dem Schauplatz wieder erscheint, und dann heißt es, den Feind zu überrumpeln. Du, Kehler, bleibst ruhig in der Krone und wartest auf Nachricht, die ich Dir durch den Christian, einen zuverlässigen Burſchen, schide. Sie, Herr Geride, bitte ich, sofort nach der Residenz zu fahren und das Haus in der Hohenheimerstraße zu bewachen, damit wir zu jeder Stunde wissen, wo unser Freund Bodo aufzufinden ist, wenn wir seiner bedürfen. Baroness Julia, den roten Teufel, nehme ich auf mich.“

Wenn Sie, Herr Geride, in der Stadt irgend etwas Wichtiges entdecken, senden Sie eine Meldung zu Dr. Neumark. Und nun noch einmal meinen besten Dank und auf fröhliches Wiedersehen!“

Die drei reichten sich die Hände und trennten sich. Oswald, aufs höchste befriedigt und von einer geradezu begeisterten Kampfesfreudigkeit beseelt.

Am Schloß angekommen, begab er sich vor allen Dingen hinauf in sein Zimmer, denn es war ihm auf dem Heimwege ein Gedanke gekommen, dessen Ausführung für sein ganzes ferneres Vorhaben von ganz bedeutender Wichtigkeit sein konnte.

Er glaubte nämlich bemerkt zu haben, daß sich in seiner Kammer über der Tür eine elektrische Glocke befand, die jedenfalls dazu diente, dem jeweiligen Kammerdiener des Grafen ein Zeichen zu geben, wenn man seiner bedurfte; also mußte doch auch dadurch das Zimmer mit den Wohnräumen der gräßlichen Familie in direkter Verbindung stehen. Er hatte die kleine, ziemlich rostige Glocke nur flüchtig gesehen, da ein alter, ausgestopfter Raubvogel, der auf dem Türgeſimse stand, sie fast vollständig verdeckte, und nun auf einmal ſah das unheimbare Ding an, eine ganz bedeutende Rolle in seinen Plänen und Entwürfen zu spielen.

Nachdem er sich überzeugt, daß sie tatsächlich existierte, suchte er sofort Komtesse Thea auf, die er im Vestibül traf, ein Telegramm in der Hand, das eben abgegeben worden war.

Es war von Julia und meldete kurz ihre Ankunft für den kommenden Nachmittag mit der Bitte, ihr den Wagen zur Bahn zu schicken. — Es war also die höchste Zeit für Oswald, mit seinen Vorbereitungen ins Reine zu kommen.

„Ich muß Sie bitten, gnädigste Komtesse, mir auf einige Fragen Antwort zu geben“, sagte er, „und mir zu gestatten, Ihre Hilfe für eine kleine Arbeit im Hause in Anspruch zu nehmen, wovon Sie nur allein wissen dürfen.“

„Und worüber wünschen Sie Auskunft, Herr Weber?“

„In meinem Zimmer befindet sich eine elektrische Glocke, wie ich eben gesehen habe, und ich möchte nun wissen, von welchem der unteren Räume die Leitung hinaufführt?“

„Der Druckknopf befindet sich im Wohnzimmer neben der Tür, die zum Schlafzimmer meines Vaters führt. Die Klingel ist selten benutzt worden, ich selbst habe nie wieder daran gedacht, und Sie erinnern mich eben erst wieder an ihr Vorhandensein.“

„Der Druckknopf befindet sich also hinter der Portiere der Flügeltür?“ fragte Oswald, auf das höchste befriedigt von dieser Auskunft.

„Natürlich. Und darum eben ist er fast ganz in Vergessenheit gekommen.“

„Um so besser. Aber die Leitung funktioniert doch wohl?“

„Das kann ich nicht einmal sagen. Ich entsinne mich nicht, sie jemals benutzt zu haben. Die Leitung wurde gelegt während der letzten Krankheit meiner verstorbenen Mutter, als die Pflegerin oben das kleine Zimmer bewohnte. Dann geriet sie in Vergessenheit.“

„Und Baroness Julia war damals noch nicht im Schloß?“

„O nein.“

„Das ist ja herrlich!“ rief Oswald. „Und nun darf ich Sie wohl bitten, einmal auf den Knopf zu drücken, vielleicht vier- bis fünfmal in kurzen Pausen, denn mir liegt alles daran, zu erfahren, ob die Leitung noch zu benutzen ist.“

Und ohne eine Antwort abzuwarten, klog er die Treppen hinauf, während Thea ins Wohnzimmer ging, um seinen Wunsch zu erfüllen.

Oswald hatte kaum die Tür seines Zimmers hinter sich geschlossen, als das kleine, rostige Hämmerchen der Glocke anschlug — scharf und schrill hallte der kurze Ton viermal durch den stillen Raum, und über sein Gesicht flog ein frohes, triumphierendes Lächeln.

Dann sprang er auf einen Stuhl, prüfte alle Schrauben, die die Glocke an der Wand befestigten, maß die Länge der Drähte mit einem Bindfaden und eilte dann wieder hinunter, direkt in den Stall, wo er sich von dem Burischen Christian eine Zange und verschiedenes Handwerkzeug geben ließ.

„Na, Christian,“ sagte er, dabei lächelnd, während er die Sachen in die Taschen steckte, „was würden Sie wohl sagen, wenn Sie in vier Wochen mit Härbel Hochzeit machen könnten?“

Der Knecht riß die Augen weit auf und grinste.

„Das wird doch wohl nicht angehen. Aber schön wäre es, und freuen täte ich mich schon.“

„Wer weiß,“ fuhr Oswald lächelnd fort. „Ich habe Ihnen ja gestern schon gesagt, wenn Sie treu und verschwiegen an Ihrer Herrschaft hängen und alles tun, was ich oder Komtesse Thea Ihnen auftragen, dann könnte es leicht sein, daß das nötige Geld zur Hochzeit sich schneller findet, als Sie selber glauben. Kann ich mich ganz auf Sie verlassen?“

„Aber gewiß doch, Herr Kammerdiener! Sie brauchen mir nur zu sagen, was ich tun soll.“

„Nun gut! Dann merken Sie sich mal ganz genau, was ich Ihnen jetzt sagen werde. Von heute ab schlafe ich wieder unten in dem kleinen Alkoven am Krankenzimmer. Aber Sie werden jede Nacht oben in meinem Zimmer schlafen, aber so, daß niemand von der Dienerschaft darum weiß. Bevor ich hinuntergehe, kommen Sie herauf zu mir, daß niemand Sie sieht, über die kleine Treppe, die vom Gose zum ersten Stock hinaufführt. Und sobald ich hinuntergehe, schließen Sie sich im Zimmer ein und öffnen auf kein Klopfen, antworten auf keinen Ruf. Jeder muß denken, daß ich selbst die Tür beim Fortgehen verschlossen habe. Weiter haben Sie nichts zu tun. Kann ich mich darauf verlassen?“

„Natürlich!“ sagte Christian, „und wenn ich sonst was tun soll, brauchen Sie mir es nur zu sagen.“

„Schön! Das weitere teile ich Ihnen dann schon rechtzeitig mit.“

Damit ging er und machte sich unter Theas Augen an eine seltsame Arbeit.

Eine Stunde später war alles in Ordnung. Statt des Druckknopfes befand sich jetzt hinter der verhüllenden Portiere die Klingel aus dem Gefindezimmer, und oben in Oswalds Stube war anstelle der Glocke der Druckknopf an die Drähte befestigt, so daß man jetzt nicht von unten nach oben, sondern auf umgekehrtem Wege ein Zeichen geben konnte.

Die Sache funktionierte ganz vortrefflich und die dicken Vorhänge dämpften den Schall der Glocke so stark, daß man nur aus den Balken ein metallisches Vibrieren heraushörte, wie aus weiter Entfernung, womit Oswald ganz besonders zufrieden war.

Am nächsten Morgen, als Dr. Neumark kam, zeigte er ihm triumphierend sein Werk und gab ihm einige Zeilen für den Detektiv mit.

Am Nachmittag pünktlich mit dem 5-Uhr-Zuge kam Baroness Julia an.

Da die Katastrophe unmittelbar vor der Tür stand, mußte Oswald von dem Moment an, wo Julia das Schloß betrat.

Sie würdigte ihn, den verhassten Bedienten, keines Blickes, aber er sah deutlich, wie es in den Augen loderte

von verhaltener Glut; er hätte hinter der weißen Ärmel ihre Gedanken lesen können.

Er mußte, daß ihre Angst, ihre Erregung, dicht am Ziele alles zu verlieren, ihre Sinne förmlich umnebelten und ihre klare Besinnung, die bisher so kluge Berechnung zu rauben begannen, und daß es wie eine fixe Idee sich in ihrem rastlos arbeitenden Gehirn eingenistet hatte, zu Ende zu kommen um jeden Preis.

Er sah, wie sie, die sonst so meisterhaft sich zu beherrschen gewohnt war, zusammenzuckte, als Thea ihr glückstrahlend mitteilte, daß der Kranke vielleicht morgen schon das Bett verlassen dürfte, um dann seiner völligen Genesung entgegenzueilen mit Riesenschritten.

Während er beim Diner servierte, hatte er Gelegenheit genug, zu beobachten. Er sah, mit welcher Anstrengung Thea sich zwang, ihrer Ausrufung ein harmloses Gesicht zu zeigen, welche Ueberwindung es sie kostete, Gleichgültigkeit und Freundlichkeit zu heucheln, sie, deren offener, gerader Natur jede Falschheit, jede Lüge so maßlos zuwider war.

Während dann Baroness Julia sich auf ihr Zimmer zurückzog, geleitete er vorsichtig Christian, auf den er sich verlassen konnte, in sein Zimmer und gab ihm die nötigen Instruktionen.

„Sie werden ein paar Nächte nicht schlafen können, Christian,“ sagte er zu ihm, „aber Sie werden wach bleiben, wenn ich Ihnen sage, daß das Leben unseres Herrn davon abhängt!“

Bei diesen Worten trat der ehrliche Burische mit bleichem Gesicht einen Schritt zurück und riß die Augen weit auf, als wollte er mit den schreckensstarrten Blicken jedes Wort in seinen Geist aufnehmen, was der andere zu ihm sprach. Und Oswald fuhr fort:

„Sobald ich nach unten gehe, werden Sie das Zimmer schließen, die Stiefel ausziehen und sich oben an der dunklen Treppe so aufstellen, daß Sie genau hinuntersehen können auf die Galerie im unteren Stockwerk, die zu den Zimmern von Baroness Julia führt. Wir haben heute Mondschein, und der Himmel ist klar. Sie können also im Mondlicht unten den ganzen Gang überblicken. Nühren Sie sich nicht vom Fleck, hören Sie? Sobald Sie mitten in der Nacht dort unten eine Gestalt bemerken, die über den Korridor geht, ziehen Sie sich sofort die paar Schritte geräuschlos zurück ins Zimmer und drücken dreimal auf diesen elektrischen Knopf über der Tür. Weiter haben Sie dann nichts mehr zu tun.“

Christian nickte nur zum Zeichen des Einverständnisses, sein Gesicht war leichenblau vor innerer Erregung, und Oswald mußte wohl, daß er keinen sicheren Bundesgenossen zurücklassen konnte.

Dann ging er wieder hinunter und zog sich ins Zimmer des Grafen zurück, während Baroness Julia mit Thea im Wohnzimmer zurückblieb.

Sie vermied es ostentativ, das Krankenzimmer zu betreten, nur flüchtig hatte sie vor dem Diner mit Thea und in Oswalds Gegenwart den Grafen begrüßt und ihm die Hand geküßt.

Dabei hatte sie Oswald mit einem scharfen Blick verfolgt, als er sich an dem Tische vor dem Spiegel zu schaffen machte und das Trinkglas mit Limonade, das der Graf des Nachts auszutrinken pflegte, dicht vor dem Spiegel zurechtmißte und dort stehen ließ. Seitdem war sie nicht wieder gekommen.

Der Graf las bei der Lampe.

Die Uhr auf dem Kamin schlug neun.

Oswald stand am Fenster und blickte auf den Part hinaus, durch dessen breitflügelte Buchen und Eichen die Glut des herrlichen Sonnenunterganges sankelte.

Aber seine Gedanken waren ganz wo anders, in seinen Schläfen klopfte das Blut in ungeheurer Aufregung, denn die Nacht, die nun bald langsam hinter den Wipfeln heraufstieg, konnte vielleicht schon die langersehnte Entscheidung bringen.

Er war wahrhaftig nicht feige, aber dennoch graute ihm vor dem fürchterlichen Anblick, der die Katastrophe brachte.

Etwas Unheimliches, nie Bekanntes machte seine starke, an Willen so feste Seele leise erbeben, fast hätte er das Gefühl, das ihn mit einem Male beschlich, Mitleid nennen können, menschliches Mitleid mit dem jungen, unseligen Geschöpf, das so offenbar unter dem suggestiven Einfluß eines anderen, unter dem furchtbaren Zwang einer dämonischen, sinnlichen Leidenschaft für einen Mächtigeren, als sie zum willenlosen Werkzeug eines Verbrechens wurde.

Aber war sie zu retten? Nein! — Hier gab es keine Schonung eines Einzelnen mehr, hier hatte die entschuldbare Regung menschlichen Empfindens in der Seele des Rächers keinen Anhalt mehr auf den unerbittlichen Gang der Ereignisse. Als Lawine war im Rollen, und was sich ihr entgegenstellte hätte, wäre willenlos mitgerissen worden in das allgemeine Verderben!

Die Stimme des Grafen weckte ihn aus seinem Brüten, und schnell wandte er sich um.

„Fritz“, sagte der Graf, indem er das Buch zuklappte und fortlegte, „ich muß Ihnen etwas sagen: ich habe schon all die Tage und Nächte, wo ich hier lag, darüber nachgedacht, selbst in meinen Fieberträumen hat der Gedanke ordentlich etwas Beruhigendes für mich gehabt, seit Sie hier im Hause sind, ist es mit meiner Krankheit zusehends besser geworden, und deshalb muß ich Ihnen einmal meinen Dank aussprechen für Ihre opfernde Pflege.“

„Wie sehr gütig von Ihnen, Herr Graf, mir aus der Erfüllung meiner Pflicht ein Verdienst anzurechnen!“ entgegnete Oswald. „Ich habe ja doch eigentlich gar nichts tun können, als pünktlich die vorgeschriebenen Arzneien zu reichen und ein wenig zu wachen. Das Verdienst gebührt hauptsächlich wohl dem jungen Arzt, der mit glücklichem Scharfblick rechtzeitig das Richtige erkannte.“

Der Graf lächelte. „Sie sind gar zu bescheiden, Fritz, und müssen es künftig mir schon überlassen, das Maß Ihres Verdienstes zu bestimmen. Ich hoffe Sie dauernd an mich und mein Haus zu fesseln.“

In Oswalds Augen leuchtete es auf, als er antwortete: „Auch ich hoffe, Herr Graf, daß dieses Haus einst meine zweite Heimat werden möge, denn ich fühle mich bereits mit seinen Interessen auf das innigste verwachsen.“

„Sie sind ein seltsamer Mensch, wie mir im Leben noch keiner begegnete. Wie sind Sie, ein Mensch mit Ihren Fähigkeiten, dazu gekommen, sich als Diener Ihr Brot zu verdienen?“

Oswald errötete und zuckte verlegen die Achseln.

„Wenn man gezwungen ist, Herr Graf, durch die Macht der Verhältnisse, sein Leben auf irgend eine Weise zu erhalten, so darf man eben nicht wählerisch sein. Ich denke darin wie die Amerikaner, denn keine Arbeit schändet, so lange sie ehrlich ist.“

„Sehr richtig! Und ich bin weit davon entfernt, sie zu tadeln. Ich finde es lediglich unbegreiflich, daß sich bei Ihren mannigfachen Fähigkeiten nichts Besseres für Sie fand.“

„Vielleicht ist daran auch ein wenig die Macht der Gewohnheit schuld“, lächelte Oswald, „ich habe das Drückende meiner Stellung nie empfunden, denn ich habe das Glück gehabt, überall eine Art Vertrauensposten zu bekleiden.“

„Und — weshalb verließen Sie Ihren früheren Herrn?“

Gestatten Sie mir, Herr Graf, Ihnen das später sagen zu dürfen, wenn Sie ganz genesen sind. Es ist dies eine lange Geschichte, die ich mich sogar verpflichtet fühle, Ihnen zu erzählen, aber erst später, wenn Sie selbst zu der festen Ueberzeugung gekommen sind, daß ich Achtung und Vertrauen verdiene.“

„Nun gut! Aber eins sage ich Ihnen heute schon: sobald ich gesund sein werde, soll es mein erstes sein, Sie in eine andere Sphäre zu bringen, denn so sonderbar es Ihnen klingen mag, es ist mir peinlich, in Ihnen den Domestiken zu sehen. — Ich setze voraus, daß Sie damit einverstanden sind, Ihren bisherigen Stand aufzugeben.“

„Ich hätte selbst nach Ihrer Genesung, Herr Graf, Ihnen diese Mitteilung machen zu müssen. Ich kann nach Ihnen niemandem mehr dienen und doch danke ich von

Herzen Gott, daß er mich gerade als Diener in dieses Schloß geführt hat.“

„So wären wir dann einig! Und ich freue mich, daß Sie mir gestatten, Ihre Zukunft in meine Hand zu nehmen. Komtesse Thea hat mir gestern nacht so viel von Ihnen erzählt, daß ich nur zu genau weiß, welchen Anteil gerade Sie an meiner Genesung haben. — Geben Sie mir Ihre Hand!“

Oswald zitterte förmlich vor Glück, als er die Rechte in die des alten Herrn legte.

„Was für feine Hände Sie haben, Fritz!“ fuhr er fort. „Das sind keine Hände eines Domestiken und nicht von jeher an Arbeit gewöhnt! Ich verstehe mich ein wenig darauf, denn ich habe von jeher für schöne Hände ein Faible gehabt. — Welches Mißgeschick Sie auf die Landstraße getrieben, mein junger Freund, will ich heute gar nicht wissen. Sie selbst werden mir Ihr Geheimnis eines Tages schon berichten, und dann werden wir gemeinsam über Ihre Zukunft beraten. — Und nun gute Nacht! — Es ist Zeit, zur Ruhe zu gehen!“

Oswald erwiderte nichts. Er neigte sich wortlos nieder und drückte einen Kuß auf die blasse Hand des Mannes, der so feinsüßlich mit ihm sprach, der sein Beschützer sein wollte. — Daß diese Hand ihm das höchste Glück seines Lebens nicht verweigern würde, wußte er jetzt, und ein Gefühl namenloser Seligkeit durchschauerte ihn mit geheimnisvollem Entzücken.

Dann zündete er auf dem Nachttisch die kleine, rote Schirmlampe an und verlöschte die andere. Und hierauf zog er sich in den Kloben zurück, doch so, daß er den Spiegel über dem Toilettentisch nicht einen Moment aus den Augen verlor.

Und wenige Augenblicke später verrieten ihm die gleichmäßigen Atemzüge des Grafen, daß er in festem, gesundem Schlummer lag.

Die Nacht brach an. Gleichmäßig in unverändertem Rhythmus schlug der Pendel die anteilenden Sekunden.

Der Mond stahl sich in dünnen Streifen durch einen Spalt der Vorhänge über den Teppich.

Im Park draußen rauschten ab und zu die Bäume.

Aber alles blieb still. Totenstill.

Nichts regte sich, so oft er auch in unbestimmtem Schreck, in fiebernder Erwartung zusammenzuckte, so oft es ihm in seiner bis zur äußersten Nervosität gespannten Einbildungskraft in den Tapeten zu rauschen, im Gefäßel zu knacken schien, das Glöckchen hinter der Portiere meldete nicht das leise Herannahen des geheimnisvollen Mörders.

So vergingen die Stunden, eine nach der anderen, bis der Morgen dämmerte.

Die Katastrophe blieb aus!

Gegen 6 Uhr betrat Thea das Zimmer und winkte Oswald zu sich heran. „Soeben hat Julia das Haus verlassen“, flüsterte sie in fliegender Hast. „Sie geht durch den Park, als wollte sie einen Morgenspaziergang machen.“

„Bleiben Sie bei dem Herrn Grafen, Komtesse, ich gehe hinter ihr her! — Dieser Spaziergang hat einen Zweck!“

Damit war er hinaus.

(Fortsetzung folgt.)

Am Familientisch.

Scherz-Rätsel.

Hin und her, her und hin,
Immer ich im Gange bin!
Kopf und Fuß kann ich nicht missen,
Sonst — das kann ein jeder wissen,
Denn dies je geschah —
Ist das Ende da!

Auflösung der Rätsel aus voriger Nummer.

Worträtsel.

Totengräber.

Frauen- Zeitung



Beilage des «Wiesbadener General-Anzeiger».

Nr. 22.

Samstag, den 20. Juni.

1908.

Goethes Lili.

Zum 150jährigen Geburtstage von Elisabeth Schönmann.
Von Albert Frid.

(Nachdruck verboten.)

Anna Elisabeth Schönmann, Goethes Lili, das Weib, das Goethe nach seiner Versicherung gegen Eckermann — viele Jahre später — mehr geliebt hat, als irgendwie ein anderes, erblickte heute vor anderthalb Jahrhunderten das Licht der Welt; am 23. Juni 1758 war sie als Tochter eines Kaufmanns in Frankfurt am Main geboren.

Goethe war im Winter 1774 zu 75 mit Elisabeth, oder wie sie von den Ihrigen genannt wurde, Lili, bekannt geworden. Der fünfundsiebenzig Jahre alte Dichter war aus Weimar und von der mit Merd unternommenen Reise nach Koblenz zurückgelehrt nach seiner Vaterstadt und wollte sich da niederlassen. Er gelangte in manche gesellige Kreise und war beinahe im Begriff, eine echte und rechte Philisterei einzugehen, als er in einem Familientoncert die sechzehnjährige Lili kennen lernte, die Tochter einer sehr vermögenden reformierten Kaufmannswitwe.

„Sie sah“, so berichtete Goethe selbst, „als er in den Saal eintrat, gerade am Klavier und spielte ihre Piece mit Kunstfertigkeit, wobei sie etwas Kindartiges in ihren Bewegungen hatte; aber als sie gewendet, konnte er bemerken, daß sie ihn aufmerksam betrachtete, und daß er ganz eigentlich zur Schau stand, welches er sich wohl gefallen lassen durfte, da man auch ihm etwas Anmutiges zu schauen gab.“

Beim ersten Blick in ihre Augen, den er im darauffolgenden Gespräch zu tun wagte, empfand er eine Anziehungskraft von der sanftesten Art, die aber noch kein leidenschaftliches Verhältnis zu Weissagen schien.

Aber nur zu halb wurde die Leidenschaft entfacht. Nur zu halb übte Lili's Zauberkraft so unwiderstehlich ihre Gewalt über den Dichter aus, der doch damals schon so reich an Erfahrungen der Liebe war, aber doch gleich wieder Feuer und Flamme wurde, wo entzückende Erscheinung, gepaart mit einiger Koketterie, ihn fesselten.

Schön war ja Lili; ihr Bruder entwirft folgende Schilderung von ihr: „Meine Schwester war von der Natur mit einer schönen interessanten Gestalt begünstigt. Der Ausdruck eines lebhaften Geistes und talentvoller Befähigung, der aus ihren sprechenden Augen leuchtete, mischte sich mit den weichen Zügen einer edel geformten Gesichtsbildung und schuf eine Harmonie darin, die schon beim ersten Anblick auf ein gutes, allen wohlwollendes Herz schließen ließ.“

Grazios reizend, dazu viel umworben, — und so war der Mann, den das Mädchen ausübte, von Tag zu Tag fesselter. Ob er sich selbst in dieser Liebe glücklich fühlte? Keineswegs, er mußte das ganze Hangen und Bängen des Verliebten durchmachen, wie das nachfolgende Gedicht beweist:

Warum ziehst du mich unwiderstehlich
Ach, in jene Pracht?
War ich guter Junge nicht so selig
In der öden Nacht?
Heimlich in mein Zimmerchen verschlossen
Tag im Mondenschein,
Ganz von seinem Schauerlicht umflossen,
Und ich dämmerte ein;

Träumte da von vollen gold'nen Stunden
Ungemischter Lust,
Hatte ganz dein liebes Bild empfunden
Tief in meiner Brust.
Bin ich's noch, den du bei soviel Lichtern,
An dem Spieltisch hältst?
Oft so unerträglichen Gesichtern
Gegenüber stellst?
Reizender ist mir des Frühlings Blüte
Nun nicht auf der Flur;
Wo du, Engel, bist, ist Lieb und Güte,
Wo du bist, Natur.

Indessen, so sehr auch das schöne Mädchen den Dichter fesselte, so fühlte er nur zu gut, daß das gesellschaftliche Leben, in das die Liebe zu der schönen Blondine ihn drängte, auch von allem, was ihm bisher so wert war, abzulenken drohte. Er klagte sich selbst an, er will sich von dieser Liebe loszumachen suchen, aber der Pfeil sitzt schon zu tief, und klagend ruft der Verliebte:

Herz, mein Herz, was soll das geben?
Was bedrängt dich so sehr?
Welch' ein fremdes, neues Leben?
Ich erkenne dich nicht mehr.
Weg ist alles, was du liebst,
Weg, warum du dich betrübtest,
Weg dein Fleiß und deine Ruh' —
Ach, wie kamst du nur dazu?
Zweifelt dich du Augenblüte,
Diese liebliche Gestalt,
Dieser Blick voll Tren' und Güte
Mit unendlicher Gewalt?
Will ich rasch mich ihr entziehen,
Mich ermannen, ihr entfliehen,
Führet mich im Augenblick
Ach! mein Weg zu ihr zurück.
Und an diesem Zauberfädchen,
Das sich nicht zerreißen läßt,
Hält das liebeleise Mädchen
Mich so wider Willen fest;
Muß in ihrem Zauberkreise
Leben nur auf ihre Weise.
Die Veränd' rung ach wie groß!
Liebe, Liebe, laß mich los!

Beiden Familien mochte die Verbindung nicht sonderlich erwünscht sein. Lilis wohlhabende Angehörige mochten einen Mann für das schöne Mädchen wünschen, das diesem sicherer eine sorglose Zukunft bot, als dies mit Gewißheit damals noch bei Goethe anzunehmen war. Der Familie Goethes war Lili f. die Gattin des jungen Doktors zu sehr Weltbame. Besonders die Goethes Schwester Cornelia heftig dagegen.

Doch, da gab es eine Hausfreundin in Lilis Familie, eine Demoiselle Delf, „eine reizende Person, ernsten, männlichen Ansichens und derben, heftigen Schnittes vor sich hin. Sie hatte sich in die Welt besonders zu fügen Ursache gehabt und kannte sie daher wenigstens in gewissem Sinne.“ Sie unterhandelte auf eigene Faust mit den beiden Familien und brachte dem Pärchen eines Abends die Einwilligung. „Gebt Euch die Hände, rief sie mit ihrem pathetisch gebieterischen Wesen. Ich stand gegenüber Lili und reichte meine Hand dar; sie legte die ihre, war

nicht zaudern, aber doch langsam hinein. Nach einem tiefen Atemholen fielen wir einander lebhaft bewegt in die Arme.

So war Goethe Bräutigam, wenn auch eine öffentliche und eigentliche feierliche Verlobung nicht stattgefunden zu haben scheint, woraus denn zu schließen, daß wohl die Angehörigen beider auch jetzt noch nicht an eine wirkliche Heirat glauben mochten. Und auch Goethe scheint von vornherein eine Heirat weder gewünscht noch erhofft zu haben. Wie sehr es ihm selbst darauf angekommen zu sein scheint, sich von den Fesseln, die er sich anferlegt, loszureißen, beweist die Tatsache, daß er die erste Gelegenheit wahrnimmt, „einen Versuch zu machen, ob er Lili entbehren könne.“ Schnell geht er auf den Vorschlag des eben eingetroffenen Grafen Stolberg ein, ihn auf einer Reise durch die Schweiz zu begleiten.

Und bei einem Besuche bei der mit Schlosser verheirateten Schwester in Emmendingen, den er gelegentlich dieser Reise machte, wußte Cornelia dem Bruder noch einmal alle Bedenken entgegenzuhalten, die einer Verbindung mit Lili entgegenstanden. „Versprechen könnt' ich ihr nichts, ob ich gleich gestehen mußte, sie habe mich überzeugt. Ich ging mit dem rätselhaften Gefühl im Herzen, woran die Leidenschaft sich fortnährt; denn Amor, das Kind, hält sich noch hartnäckig fest am Kleide der Hoffnung, eben als sie schon starken Schrittes sich zu entfernen den Anlauf nimmt.“

Aber das Bild Lilis verfolgte ihn bis in die Schweiz. Zwischen den reizenden Naturszenen, die sich ihm darboten, taucht das Bild seines geliebten Mädchens auf:

Wenn ich, liebe Lili, dich nicht liebte,
Welche Wonne gäb' mir dieser Blick?
Und doch, wenn ich, Lili, dich nicht liebte,
Was, was wär' mein Glück?

Beim Anblick eines goldenen Herzens, das Lili ihm geschenkt, bricht er in die ergreifende, schmerzlich mächtige Liebesklage aus:

Angeboten du verklangener Freude,
Das ich immer noch am Herzen trage,
Hältst du länger, als das Seelenband uns beide?
Verlängerst du der Liebe kurze Tage?
Flieh' ich, Lili, von dir? Muß noch an deinem
[Bande]

Durch fremde Lande,
Durch ferne Täler und Wälder wallen!
Ach, Lilis Herz konnte so bald nicht
Von meinem Herzen fallen!
Wie ein Vogel, der den Faden bricht
Und zum Walde kehrt,
Er schleppt des Gefängnisses Schmach
Noch ein Stückerl des Fadens nach.
Er ist der alte freigeborne Vogel nicht,
Er hat schon jemand angehört.

Und dieses goldene Herzchen, das „lieberwärmt an seinem Holze hing,“ hielt ihn davon ab, auch nach Italien zu reisen, nach dem er sich so gesehnt, und das zu besuchen, sein Vater, um ihn von Lili zu entfernen, ihm sehr empfahl. Es zog ihn zurück nach Frankfurt am Main.

Dort hatte man inzwischen auf Lili Einfluß zu üben versucht. Aber sie hatte alle Reden der Freunde abgewehrt mit der Bemerkung, sie „wolle seinetwegen und mit ihm selbst nach Amerika wandern“.

Gleichwohl ward schließlich die Verlobung zurückgenommen. Daß es beiden schwer ward, ist sicher. Goethes Herz schmachtete noch immer nach Lilis Liebe. Er streifte abends um ihr Haus, in den Mantel gehüllt, zufrieden, wenn er ihren Schatten an den Vorhängen erkennen konnte, wenn sie sich im Zimmer bewegte. Und da vernahm er eines Tages, wie sie, ohne zu ahnen, daß er es hörte, am Klavier sang:

Warum ziehst du mich unwiderstehlich
Ach, in jene Pracht?

sein Lied, das er in dem Sonnenglanz seiner Liebe zu ihr gedichtet hatte.

Da erschien im September Karl August von Sachsen-Weimar in Frankfurt und lud Goethe, wiederholt, ein, an seinen Hof zu kommen. Die Einladung kam zur rechten Zeit: in Weimar erst gesundete er von der Liebe zu Lili völlig.

Elisabeth Schönmann aber wurde nach mehreren still und einsam verlebten Jahren die Braut des Bankiers Bernhard Friedrich von Tüschheim in Straßburg. Wenn auch in glücklicher Ehe lebend, hat sie doch noch manche Widerwärtigkeit des Schicksals erfahren müssen, die sie wader trug. Der Bankrott des Schönmannschen Handlungshauses zog auch beinahe ihren Gatten mit ins Verderben, und die verwöhnte Frau war zu größter Einschränkung gezwungen. Und während der franzö-

sischen Revolution sah sich die mutige Frau in die Notwendigkeit versetzt, mit dem Gatten und den jüngsten Kindern, als Bauern verkleidet, zu Fuß nach Frankfurt zu flüchten.

Noch vor diesen Schicksalschlägen sah Goethe die einst geliebte wieder. Er besuchte sie in Straßburg im Jahre 1779, war froh, sie glücklich zu finden und ward freundlich von ihr aufgenommen. Und sie blieben sich auch dauernd freundschaftlich gewogen. Im Jahre 1806 sandte Frau von Tüschheim dem Freunde ihren Sohn, der französischer Husarenoffizier geworden war, „den schönsten aller Jünglinge, das wahre Kind voll Anmut und Scherz,“ wie ihn Bettina nennt.

Am 6. Mai 1817 starb Frau von Tüschheim.

Und noch dreizehn Jahre nach ihrem Tode sagte Goethe zu Edermann: „Der 4. Band von Wahrheit und Dichtung, wo Sie die jugendliche Glücks- und Leidensgeschichte meiner Liebe zu Lili erzählt finden werden, ist seit einiger Zeit vollendet. Ich hätte ihn längst früher geschrieben und herausgegeben, wenn mich nicht gewisse zarte Rücksichten gehindert hätten, und zwar nicht Rücksichten gegen mich selber, sondern gegen die damals noch lebende Geliebte. Ich wäre stolz gewesen, es der ganzen Welt zu sagen, wie sehr ich sie geliebt, und ich glaube, sie wäre nicht errötet, zu gestehen, daß meine Reigung erwidert wurde. Aber hatte ich das Recht, es öffentlich zu sagen, ohne ihre Zustimmung? Ich hatte immer die Absicht, sie darum zu bitten; doch zögerte ich damit hin, bis es dann endlich nicht mehr nötig war. Da ich jetzt von ihr spreche, erwache in mir alle meine Erinnerungen. Ich sehe die reizende Lili wieder in aller Lebendigkeit vor mir, und es ist mir, als fühlte ich wieder den Hauch ihrer beglückenden Nähe. Meine Reigung zu ihr hatte etwas so Delikates und Eigentümliches, daß es jetzt in der Darstellung jener schmerzlich glücklichen Epoche meines Lebens auf meinen Stil Einfluß gehabt hat. Wenn Sie den 4. Band von Wahrheit und Dichtung lesen, so werden Sie finden, daß jene Liebe etwas ganz anderes ist, als eine „Liebe in Romanen.““

Das Zerschlagen.

Eine Hausfrauenfrage von Marie Lang-Wien.

Nachdruck verboten.

„Glück! Das bringt Glück!“ pflegte einer meiner Freunde stets auszurufen, wenn klirrend etwas in Scherben ging. Da mit entwaffnete oder beschwichtigte er fast stets die entsetzten Hausfrauen, deren langgestielte Augen durch diese Beschwörungsformel wieder normal wurden. Ein uralter Volksglaube, der auch im „Polterabend“, vor der Hochzeit, an dem in vielen deutschen Gauen vor der Tür der Braut ein Haufen Scherben zerschmettert wird, seinen Ausdruck findet. Wohl ein Symbol, daß aus Trümmern neues Leben aufsteigt. — „Aber was zum Kukud soll mir all das, wenn das Dienstmädchen mein Geschirr bezimiert und ärger als der Feind darin wüßte! Wie schützen wir armen Hausfrauen uns vor der Gefahr?“ Die Frage ist der Mühe wert, gestellt zu werden. Umzingeln wir sie einmal von allen Seiten.

Was sind die Hauptursachen des Zerschlagens? Ich glaube, man könnte sie in zwei große Gruppen teilen: in Nichtumgehenkönnen mit den Dingen und in Hastigkeit. Diese beiden Faktoren müßte eine selbsherrnleiche Hausfrau vor allem ins Auge fassen. Sie zu besiegen, dazu gehört viel, viel Strategie und Kriegerlist. Einer einfachen Dirn vom Lande, die voll guten Willens ist, beizubringen, wie sie mit den Dingen umgehen soll, kommt der jahrelangen Belagerung einer Stadt ziemlich gleich. Der Feind, das ist beileibe nicht die Dirn, sondern deren Tölpelhaftigkeit darf nicht aus den Augen gelassen werden, jede Bewegung muß verfolgt und dann entsprechende Vorkehrungen und Maßnahmen getroffen werden. Man darf nie ermüden, nie erlahmen, nie ablassen — „das kann man ja doch um Gotteswillen nicht“ — natürlich nicht, aber die Folge tritt ebenso naturnotwendig wie das Müdewerden ein, ein Ausfall der Belagerten und — Scherben! Mit den Dingen umgehen zu können, ist das Resultat großer Einsicht, die nur selten durch angeborenes Talent unterstützt wird, ist die Folge systematischer Kultur! Diesen Satz können wir aufrecht halten, was immer für Dinge wir dabei ins Auge fassen. Sei es die Schleppe einer eleganten Dame, ein Radet, Silber oder Porzellan, Kochtöpfe, Petroleumlampen, ein Präsentierbrett oder Visitenkarten. Dem achtzehnjährigen Töchterchen eines Oberrechnungsrates würden wir trotz seiner tadellosen Wohlerzogenheit nicht ohne weiteres zumuten, bei Hof zu erscheinen. Ebenförmig dürfen wir von einem kleinen Landmädel oder Vorstadtkind, deren Willen bisher Stall oder Scheune oder eine bumpy Hofwohnung war — wenn es nicht am Ende noch schlimmere Keller- und Dachräume oder elende Schlupfwinkel der Armut gewesen sind — erwarten, daß es sich

gleich bei uns zurechtfinde, anzustehen, ansetzen könne. Und dabei ist der Sprung in letzterem Falle wahrhaftig noch tausendmal größer. Abgesehen von allem anderen, allein was die Reinlichkeit betrifft.

Wenn wir nun dieses Verständnis für die Dinge, mit denen hantiert werden soll, beizubringen suchen, werden wir entdecken, daß wir selbst ihnen oft recht verständnislos begegnen. Man stellt zum Beispiel eine Lampe oder eine große Vase auf einen kleinen Tisch vor ein Sofa, hinter den man dann vorsichtig und mühsam schlüpfen muß, um sich niederlegen zu können; man stellt Rippes an den Rand von Stageren, an die man anstreifen kann, Tintenfässer, Teller, Gläser in das Bereich von Kinderhänden. Aufgepaßt, strategietreibende Hausfrauen, da sind viele Hindernisse wegzuräumen, deren Beseitigung nur ein Beweis von Kultur sein wird. Die ungewöhnliche Verstaftung des Hausrates in unseren Kasten ist tausendfacher Anlaß zu allen möglichen Unfällen. Handsam sollen die Gebrauchsgegenstände aufgestellt oder eingeräumt sein. Zweckmäßigkeit muß als ein oberstes Gesetz dafür betrachtet werden, dem noch ausgesuchteste Akkuratess hinzugefügt werden sollte. Bei einem Segelboot herrscht strengste Ordnung, alle Taue müssen „klar“ sein, sonst könnte man nicht manövrieren und ließe Gefahr, zu kentern. Leider springt uns nicht die Gefahr, die jede „Schlammerei“ birgt, gleich so ins Auge, wir selber fallen dadurch nicht immer gleich ins Wasser, aber so viele Freuden, so viel Befriedigung — wirkliches Lebensglück.

Im engsten Zusammenhang mit dem Wissen, der Kenntnis von den Dingen und ihrer zweckmäßigen Behandlung steht das Tempo, der Rhythmus, in dem wir leben. Die meisten hasten und hegen ihre Tage durch, ohne zur Besinnung zu kommen. Diese Nervosität teilt sich allen Verrichtungen mit und überträgt sich auf sämtliche Hausgenossen. Weise Zeiteinteilung und genügende Zeit zum Vollbringen jeder Arbeit ist die Hauptsache. Dadurch werden zahllose Gläser und Tassen vor dem Verschlagenwerden bewahrt bleiben. Ruhepausen, völliges Ausspannen ist notwendig, wenn Tüchtiges geleistet werden soll. Je verbrauchter man ist, desto weniger intensiv, desto weniger aufmerksam kann man arbeiten. Um gut und schön arbeiten zu können, bedarf man eines wundervollen Gleichmutes, eines Gleichgewichtes von Körper- und Seelenkräften. Darum rastet, liebe Hausfrau, und lasse die anderen rasten.

Trotz alledem ist das Unheil des Verschlagens nicht ganz zu verhannen. Alles geht einmal zugrunde; wir selber werden abgenutzt und beschädigt; wie kann man nur glauben, daß die gläsernen und porzellanenen Herrlichkeiten davor gesiegt sind. Die täglichen Gebrauchsgegenstände werden sogar naturgemäß in einem nahezu voranzubestimmenden Prozentsatz kaputt gehen, und vernünftigerweise setzt ihn die kluge Hausfrau, die unnützen Aufregungen vorbeugen will, schon im vorhinein in ihr Budget als eigene Post: „Inventarabnutzung“ ein.

Gute Hausfrauen haben schon oft über das Verhalten gegenüber diesem Uebelstande debattiert. Eine sehr tüchtige meinte unlängst mir gegenüber, nach Abzug des eben konstatierten notwendigen Ausfalles sollte das Dienstmädchen für leichtfertige oder böswillige Beschädigung verantwortlich gemacht werden und Schadenersatz bis zur Hälfte des Wertes leisten. Ich selbst bin der Ansicht, daß auch dieses Plus noch vergeben werden soll, und habe nur angeordnet, daß mein Mädchen mir Mitteilung davon macht, wenn ihr ein Malheur passiert ist, das mir, wie ich annehme, ebenso hätte zustehen können. Nur was von dem übergebenen Inventar zerschlagen ist, ohne daß man sich deshalb bei mir entschuldigte, kann ich logischerweise nicht entschuldigen.

Das Schrecklichste an der Sache scheint mir aber das Geschrei und der Spektakel mancher Frauen im Augenblick der Katastrophe selbst.

Schreien und Schimpfen einer unabänderlichen Tatsache gegenüber gehört zu dem „weiblichen“ Benehmen, durch das die Frauen so viel von ihrem Ansehen im Vergleich zum Manne einbüßen, der das Unabwendbare mit viel mehr Haltung erträgt.

Etwas Humor auch im Mißgeschick zu bewahren ist weise und hilft über manches Ungemach hinweg. Freilich besitzt ihn nicht jeder, er ist ein Talent wie ein anderes, wie Schönheit oder musikalischer Sinn, nur nicht anerkannt genug. Manche junge Frau erschrickt, wenn ihr das Lachen kommt in solchen hauswirtschaftlich tragischen Momenten und schämt sich ihrer „Leichtsinnigkeit“. Leichtsinn und leichter Sinn sind aber zweierlei. So unerschrocken der eine, so hold ist der andere. Man muß nur den Mut dabei haben, unversehens wird das ganze Leben dann leichter. Laßt euch das Herz durch Scherben nicht beschweren! Lieber als deshalb häusliche Szenen ist mir noch, wenn ihr meint, „das bringt Glück!“

Kleine gesundheitliche Winke.

— Gegen Schweißfüße wendet man erfolgreich eine Einpinselung mit Salizylstreuipulver an. Auch ist das Einsetzen mit Salizyltalg anzuraten. Vor allem aber müssen die Füße täglich lauwarm gebadet werden, und die Strümpfe sind womöglich zweimal am Tage zu wechseln.

— Bei feuchten Händen sind die täglichen Waschungen mit Seifenspiritus oder Eau de Cologne zu empfehlen. Darnach werden sie mit Salizylstreuipulver betupft. Bei großer Rötung der Hände vermeide man, so viel man kann, das Wasser und trage im Freien stets Handschuhe. Auch nachts bedecke man die Hände damit, nachdem sie vorher gehörig mit Talgpulver bedacht worden sind. A. E.

— Bei Blutandrang nach dem Kopfe, infolge dessen Kopfschmerzen und Ohrensausen, Schwindeln vor den Augen und Druck im Kiefer entsteht, leisten heiße Fußbäder sehr gute Dienste. Ein Zusatz von Salz oder Spiritus vermehrt noch die Wirkung, vor allem von Senfkörnern. Ist man genötigt, ein solches Bad, das 10, höchstens 20 Minuten dauern darf, am Tage zu nehmen, so mache man sich gleich darnach im Hause gehörige Bewegung, hüte sich aber vorm Rücken. Richtiger ist es aber, das heiße Fußbad direkt vorm Schlafengehen zu nehmen.

— Nasenbluten. Manche Menschen leiden bei starker Hitze leicht an heftigem Nasenbluten. Ein sehr wirksames Stillungsmittel besitzen wir in der Eisenchloridwatte, die in den Apotheken und Drogeriehandlungen zu haben ist. Es wird ein kleiner, länglicher Pfropfen von ihr gebildet und mit ihm die Nase einfach verstopft, wobei man sich am besten ganz flach anstreckt, bis das Bluten vorüber ist. A. E.

— Leberflecken verschwinden allmählich ganz oder verblassen wenigstens sehr, wenn man sie täglich mit der überall käuflichen „Lilione“ betupft. Ein durchaus sicheres Mittel dagegen sind Umschläge mit Sublimatwasser oder Bepinseln mit Sublimatkollogium. Letzteres muß jedoch vom Arzte verordnet werden.

Für die Küche.

— Schweinefett mit vorzüglichem Geschmack läßt sich auf folgende Weise herstellen: Wenn das in kleine Stücke zerschnittene Fett eine Zeitlang gekocht hat, so tut man ein Bündelchen frischen oder getrockneten Thymian und Majoran, eine Zwiebel und einige Äpfel, aus denen die Blume gestochen ist, auch wohl einen Kohlstrunk hinzu und läßt alles weiter kochen. Das Fett läßt man unter beständigem Kochen und Rühren so lange braten, bis die Zwiebeln zurückerweichen und das Fett eine schöne, reine Farbe erhält. Läßt man das Fett zu lange braten, so wird natürlich dadurch das Schmalz auch bräunlich.

— Milch lange süß zu erhalten. Im Sommer, namentlich bei Gewittern, sind die Hausfrauen oft in Not damit, daß ihre Milch schnell sauer wird. Dies zu verhüten, gießt man 1 Eßlöffel Wasser, mit Meerrettich abgezogen, unter $\frac{3}{4}$ Liter Milch. Sie erhält sich dadurch, auch außerhalb des Kellers, selbst bei häufigen Gewittern, im Sommer unverändert frisch und süß während die daneben gestellte Milch ohne dieses Mittel schnell sauer wird.

— Französische Suppe. Allerhand Gemüse, Blumenkohl, Rosenkohl, Wirsingkohl, Mohrrüben, weißen Rüben, Schoten, Sellerie, Bohnen, Sauerampfer, Körbel, wie es die Jahreszeit bringt, in zierliche Stüdchen geschnitten, blanchiert, in Salzwasser oder Fleischbrühe recht weich gedämpft, ohne daß das Muster verloren geht. Die Gemüse, welche längere Zeit zum Garwerden bedürfen, müssen zeitiger aufgestellt werden, zierlich geschnittene Kartoffeln zuletzt, weil sie am schnellsten von allen zerfallen. In Fleischbrühe angerichtet.

— Fleischwurst. Ein halbes Pfund Rindfleisch, ein halbes Pfund Kalbfleisch und ein halbes Pfund Schweinefleisch fein fahieren, ein Stüdchen Fett, gehackte Zwiebel, Pfeffer, Salz und ein halbes Ei in die Masse rühren, eine große Wurst daraus formen, in Mehl einballieren, mit dem Rest des Eies bestreichen, mit Semmelbröckeln bestreuen und auf Fett ausbacken. Vor dem Anrichten Fett abschöpfen, saure Sahne dazu gießen. Schmeckt warm und kalt sehr gut. S. S.

— Reiswürstchen. Man kocht Reis gut und gibt in Sahne oder Milch, gibt Butter und Bismarck nach Geschmack hinzu, formt Würstchen daraus, bestreicht sie mit Ei, bestreut sie mit Semmelbröckeln und bade sie in Schlag. Mit Butter und Bismarck serviere man sie. S. S.

Dies und das von der Frau.

Eine goldene Hochzeit mit zwei Frauen! Eine goldene Hochzeitsfeier ist an sich schon ein ziemlich seltenes Freudenfest, aber daß ein Einundsiebzigjähriger seine doppelte goldene Hochzeit feiern kann, das ist etwas, was denn doch nicht alle Tage vorkommen dürfte. In Hyde Park, einem kleinen Dorfe in der Nähe von Logan in Utah, konnte, wie kürzlich aus Neu-York gemeldet wurde, Abalom Woolf dieses eigenartige Jubiläum begehen, und von weit und breit waren Kinder, Enkel und Freunde herbeigeeilt, um den greisen Gatten und seine beiden Frauen zu feiern. Denn Abalom Woolf hat am gleichen Frühlingstage des Jahres 1868 seine beiden Frauen Lucy Anna und Harriet zum Altar geführt! Eine romantische Geschichte lag dieser eigenartigen Eheschließung zugrunde. In jener Zeit war es in Utah Sitte, recht jung zu heiraten. So war denn der junge Woolf mit Lucy Anna, einem frischen, sechzehn-jährigen Mädchen, schon regelrecht verlobt, die beiden liebten einander innig und bald wollten sie den Bund fürs Leben schließen. Sie wohnten einige hundert Meilen fern von Salt Lake City, dem Mekka der Mormonen, zu dem alle Heiligen der letzten Tage alljährlich pilgern, um den Kirchenversammlungen beizuwohnen. Bei einer solchen Pilgerreise ereignete es sich nun, daß Miß Wood in der Salzstadt von Verwandten aufgehalten wurde und längere Zeit dort blieb. Damals gab es noch keine regelrechten Postverbindungen und die Liebenden waren auf die Reisenden angewiesen, die manchmal die beiden Orte besuchten. Abalom Woolf bekam da schlimme Botschaften. Bekannte erzählten ihm, daß Lucy Anna ihn aufgegeben und ihr Herz einem Salzseemann geschenkt habe, und schließlich erfuhr er noch, daß sie bereits verheiratet sei. Die Botschaft tat ihm wenig wohl, aber er entschloß sich, wegen des treulosen Mädchens nicht den Kopf hängen zu lassen, sondern Aussicht zu halten nach einer anderen, die ihn nicht so betrüge. Harriet Gambleton liebte ihn schon lange insgeheim, und ihr Streben, seine Schwermut zu brechen, brachte die beiden schnell einander nahe. Sie verlobten sich. Kurz vor dem Hochzeitstage kam aber Lucy Anna aus der Salzstadt heim und Woolf mußte erfahren, daß sie ihm immer treu gewesen und ihn noch liebte, wie vordem. Der junge „Appy“, denn so nannten ihn seine Freunde, war nun in einer recht schwierigen Lage; beide Frauen liebten ihn, beide waren ihm wert, mit beiden war er verlobt. Er überlegte hin und her und fand lange keinen Ausweg und vertraute schließlich der Macht der Zeit die Entscheidung an. Umsonst, beide Mädchen blieben standhaft. Schließlich lief Appy zum Bischof und trug ihm den verwickelten Fall vor. Der alte Mormonengeistliche half dem Bedrängten: „Heirate sie beide, mein Sohn, heirate sie beide!“ Woolf, der ja Mormone war, sah auch kein Hindernis und trug seinen Bräuten die Sache vor; die waren denn auch mit dem eigenartigen Ausweg einverstanden und Ende April 1868 brachen die drei nach der Salzstadt auf, um sich feierlich trauen zu lassen. Auf der Ehe lag Segen. Fünfzig Jahre haben die drei einträchtig und glücklich zusammengelebt und kein Wölkchen trübte je den Ehehimmel. 22 Kinder zeugten von der Liebe der Gatten, und nun blicken die drei glückselig auf eine Nachkommenschaft von 110 Enkeln und 21 Urenkeln! Als dann die Mormonenkirche das bekannte Woodruffmanifest erließ, daß die Polygamie aufgehoben, kämpfte der nun schon alte Appy mit aller Inbrunst gegen die Willkür, mit der man so in sein harmonisches Familienleben eingriff, und berief sich immer wieder darauf, daß er seine Ehe in aller Form und völlig korrekt abgeschlossen hatte. Aber schließlich gab er dem Rat der Geistlichen nach, und die drei einigten sich, daß eine der Frauen pro forma für sich wohnen sollte. Harriet entschloß sich zu dem Opfer, und Woolf mietete ihr in der Nachbarschaft ein Häuschen, indes er bei Lucy Anna verblieb. Trotzdem leben die drei eigentlich gemeinsam, besuchen einander täglich, nichts stört ihr Glück, und am goldenen Hochzeitstage standen die drei lächelnd Hand in Hand und nahmen die Glückwünsche ihrer Kinder entgegen.

Ein Modenzukunftsbild. Eine elegante Dame braucht diesen Sommer wenigstens 8—16 Hüte. Bei der Vielfachigkeit der neuen Hutmoden, der fein differenzierten Verschiedenheit der Formen, die für Promenade und Sport, Landaufenthalt und Auto besondere Nuancen vorschreibt, ist das die geringste Zahl, auf die sich eine Dame, die elegant sein will, beschränken kann. Da zudem die Tendenz einer völlig harmonischen Kleidung, bei der bis auf die kleinsten Einzelheiten alles aufeinander berechnet ist, sich immer mehr Bahn bricht, so können die ohnehin schon hochgestiegenen Toilettenbedürfnisse sich leicht bis ins Unendliche ausdehnen, und manchen Gatten und Vater mag ein heimliches Grauen erfassen, wenn er an die Zukunft denkt. So klingen denn auch die Prophezeiungen, die sich auf die weitere Entwicklung der Mode beziehen, wie sie in einer Pariser Modezeitschrift in amüsanten Weise aufgestellt werden, durchaus nicht günstig, sondern beschwören ein wunderbar wahrscheinliches Bild kommender Zeiten herauf. Danach werden die in Amerika ja bereits begründeten Hochschulen der Mode auch in Europa festen Fuß fassen und ein ganzes Heer von Toilettenkünstlerinnen wird in diesen Instituten ausgebildet werden. Man hat sich diese Modeschulen ähnlich vorzustellen wie die Konser-vatorien der Schauspielkunst oder Musik mit alljährlichen Wettbewerben und Preisverteilungen. Die „Rue de la Paix“, auf der heute die großen Pariser Modeschäufel liegen, wird die vielen Schneidergeschäfte nicht mehr fassen können, und endlos wird sich über die Seine herüber, über die Tuilerien hin ein ganzes Stadtviertel des Luxus und der Eleganz erstrecken. Die Preise werden märchenhaft sein; ein einfaches Kostüm 1000 Francs, ein billiger Hut 500 Francs. Die Beschäftigung aller eleganten Damen wird nur noch im An- und Ausziehen bestehen. Heute kleidet man sich ja schon vormittags zweimal um und nachmittags dreimal. Da ist es denn nur noch ein Schritt, daß man nicht den ganzen Abend im Theater in einer Toilette sitzen will, sondern sich in mehreren Kostümen zeigen muß. Nach jedem Akte ziehen sich die Damen um; die Länge der Pausen und die höchste Vervollkommenheit der Technik des Anziehens gestatten das. Selbstverständlich ist es auch, daß man, wenn man an einem Abend mehrere Gesellschaften besucht, bei jedem Fest in einer anderen Toilette erscheint. Zu jeder Toilette gehört natürlich eine vollständige Garnitur von Unterröcken, Strümpfen, Schirmen, Hüten usw. Man hat zu jedem Kleid sogar zwei bis drei Hüte, die man am besten bei der Spazierfahrt öfters wechselt. Zu diesem Behufe hat die Modedame von morgen eine Auswahl von Hüten unter dem Sitze ihres Wagens, so daß sie nach der jeweiligen Stimmung und Laune bei jedem Besuch, den sie macht, in einem anderen Hute erscheinen kann. Das Innere des Wagens ist mit allem Komfort eines Voudoirs ausgestattet, mit Spiegeln, Necessaires, Puder, Schminke usw., ein Einfall, in dem die Pariserin der Zukunft allerdings nur ihre Ahnen der Rokokozeit nachahmt. Kurzum, nach der felsenfesten Ueberzeugung unseres ahnungsreichen Franzosen werden die Extravaganzen der Mode noch viel toller und übertriebener werden und bald wird die Zeit kommen, da die „Herren der Schöpfung“ sehnüchlig an die gute alte Zeit zurückdenken werden, da eine Dame sich mit zehn Hüten und drei Toiletten an einem Tage begnügt.

Humor.

Die gefährlichen Kerne. Die Frau Victor Hugo hatte wunderschöne Aprikosen gekauft; als sie serviert werden sollen, sind sie spurlos verschwunden. Sie nimmt ihre Kinder ins Gebet. „Wer hat die Aprikosen gegessen?“ Natürlich hat niemand die Aprikosen gegessen. „Ach“, sagte Frau Hugo, „daß sie gegessen sind, wäre ja nicht schlimm, aber die Kerne. Wer einen Kern verschluckt hat, muß sterben!“ „Ach, Mamaschen!“ ruft da die kleine Döke beruhigend, „ängstige dich nicht; die Kerne hab' ich alle in die Tasche gesteckt.“